

GESCHICHTE



DIE DEUTSCHEN IM OSTEN

Auf den Spuren einer verlorenen Zeit



SIEDLER
Ordensburgen und
Wirtschaftsblüte

VERTREIBUNG
Die Last
der Erinnerung

OSTPREUSSEN
Mythos und
Wirklichkeit

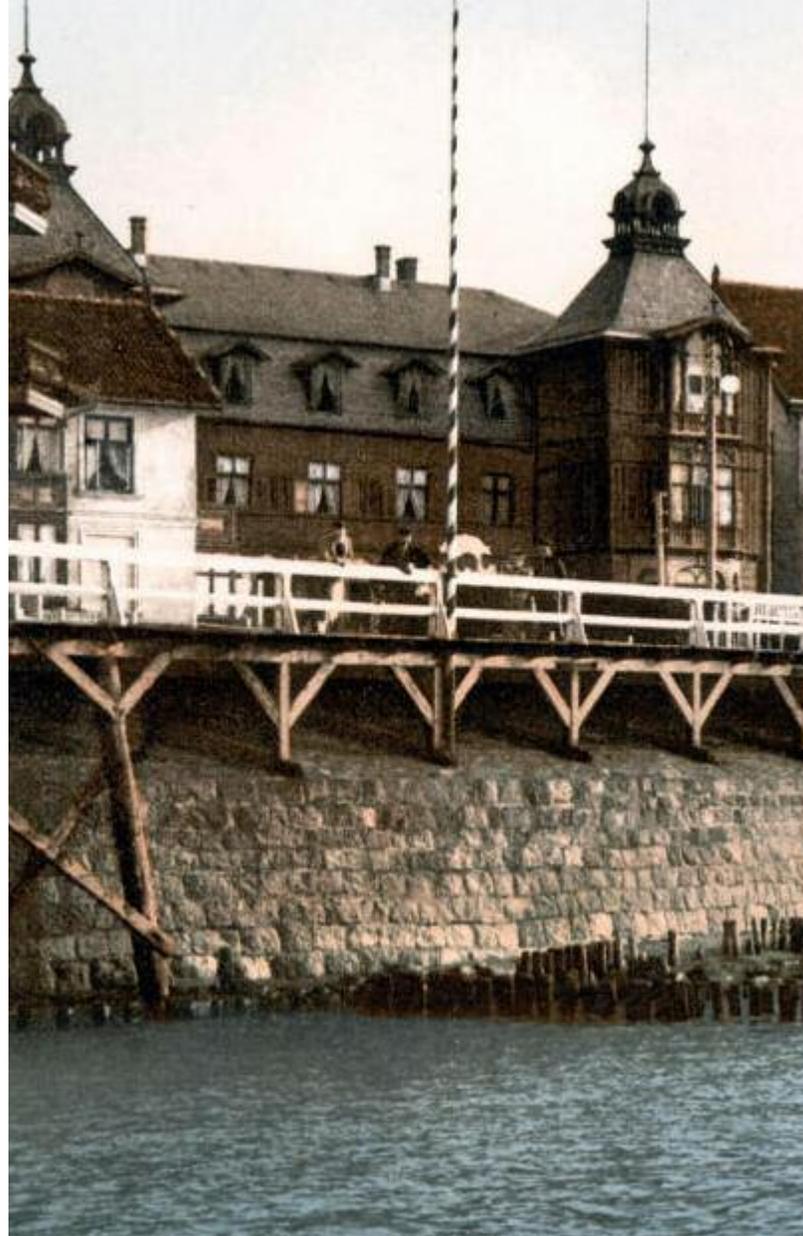
Osterreich € 7,90 Schweiz sfr 13,90 Belgien € 8,30 Finnland € 12,20 Frankreich € 9,20 Griechenland € 10,20 Italien € 9,20 Norwegen NOK 105,- Portugal (cont) € 9,20 Slowakei € 11,- Slowenien € 9,70 Spanien € 9,20 Spanien/Kanaren € 9,50 Ungarn Ft. 2,975,-

*In Ostpreußens nördlichem,
nunmehr russischem Teil
scheint die Geschichte versunken –
Moskau unternimmt vieles,
sie vergessen zu machen.*

*Doch in vielen Orten
bewahren engagierte Bürger
die Spuren der Deutschen.*

„Wir leben unseren Traum“

Von CHRISTIAN NEEF



Schlossruine
Insterburg, Wlada
Smirnowa und
Alexej Oglesnjow





Das Dorf Brandenburg liegt am Frischen Haff, es war berühmt durch seine Burg. Markgraf Otto III. von Brandenburg ließ sie 1266 anlegen, als er mit anderen Kreuzfahrern ins Prussenland kam – um von hoher Warte aus die Einfahrt der Schiffe nach Königsberg zu überwachen.

Brandenburg heißt heute Uschakowo und liegt in Russland. Die Burg wurde im Krieg zerstört, russische Neusiedler nutzten die Reste als Steinbruch. Vom alten Prussendorf ist fast nichts mehr zu sehen, und doch meldet sich die ostpreußische Geschichte mit schöner Regelmäßigkeit immer wieder zurück. Als sollten die Bewohner daran erinnert werden, dass der Landstrich zwischen Frischem Haff und Memel – dessen Städte einst Stallupönen oder Tapiau hießen, heute aber Nesterow oder Gwardesjk – einmal deutsch gewesen ist. Vor drei Monaten, im Oktober 2010, fand ei-

ner der Bürger von Uschakowo auf dem Dachboden seines Hauses in der früheren Berliner Straße Nummer 1 ein Lederfuttural mit den Insignien eines Münchner Biergartens. Er brachte es ins Kunsthistorische Museum nach Kalinigrad, dem ehemaligen Königsberg. In dem Behältnis fand sich die Hinterlassenschaft seines Vorbewohners: ein Mitgliedsausweis der NSDAP mit Nachweisen über die Entrichtung der Mitgliedsbeiträge, der letzte vom Dezember 1944. Dazu Papiere der Lebens-Rettungs-Gemeinschaft, der Pensionskasse und der Deutschen Arbeitsfront.

Die Dokumente waren auf den Namen Karl Schehl ausgestellt, geboren am 11. Juli 1892, Dienststellung: Oberlandjäger. Der Deutsche hatte sie vor seiner Flucht vor den Russen unter einer Lehmschicht versteckt – wohl in der Absicht, sie nach dem Endsieg wieder hervorzuholen.

Schehl kam, wie die anderen zweieinhalb Millionen Ostpreußen, nie wieder

in seine Heimat zurück. Aber was besagt der Fund von Uschakowo? Dass der letzte Königsberger Stadtarchivar, Fritz Gause, keineswegs recht hatte, als er, lange nach dem Krieg, schrieb: „Die siebenhundertjährige Geschichte Königsbergs ist mit den Königsbergern emigriert.“

Auch in Tschernjachowsk stand ein Schloss, und auch das wurde im Krieg weitgehend zerstört, aber im Unterschied zu Uschakowo zieht jeden Morgen um neun Leben in die Ruine am Stadtrand ein. Denn ein Schlossflügel ist erhalten geblieben.

Alexej Oglesnjow, 45, mit blauem Rollkragenpulli, Jeans und Basketballmütze bekleidet, schließt einen kleinen Raum neben der Toreinfahrt auf und setzt sich an seinen Computer. Im Kaminzimmer bringt die weißblonde „Schlossfee“ Wlada Smirnowa, 41, derweil das Feuer in Gang und backt frische Brötchen. Und oben im kleinen Schlossmuseum prüft Künstler Andrej Smirnow Entwürfe neuer Zeichnungen. Hinter dem Schloss-Teich ist indessen auch das frühere Insterburg erwacht. Bevor die Briten im Sommer 1944 die Stadt an der Reichsstraße Nummer 1 bombardierten, war Insterburg ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt mit knapp 50 000 Einwohnern, Maschinenfabriken, Eisengießereien und einer Flachsspinnerei sowie weitläufigen Kasernen fürs Militär. Im Gegensatz zu Kaliningrad hat es sich den Charme einer ostpreußischen Stadt bewahrt.

Die Insterburg wurde im 14. Jahrhundert erbaut, hier sammelte sich der Deutsche Orden zu seinen Litauen-Fahrten. Nach dem Krieg war eine Artillerie-Division in den Resten des Schlosses stationiert, dann zog der städtische Bauhof ein. Und 1997 die Gruppe um Wlada und Alexej – mit dem Plan, die Anlage wieder aufzubauen und aus ihr einen Kulturtreffpunkt zu machen, mit Museum, Theater und Galerie.

Es war der erste Schritt in ein großes Abenteuer. „Man hielt uns für verrückt“, sagt Alexej.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion lag sechs Jahre zurück, aber vieles, was früher undenkbar war, schien plötzlich möglich. Auch im Gebiet von Kaliningrad war der Kapitalismus eingezogen, der Bauhof sollte dem Kulturministerium, dem das Schloss formal gehörte, plötzlich Miete zahlen und zog daraufhin aus. Zurück blieben eine Ruine, für die sich der Staat nicht interessierte, und

die Aktivisten um Wlada und Alexej. Ohne Geld, ohne Strom, selbst die Türen hatten Bauleute herausgerissen und mitgenommen. Ein Wiederaufbau des Schlosses, so viel war klar, würde 30 Millionen Euro kosten.

„Sie hielten uns für verrückt nicht nur wegen unserer Idee“, sagt Alexej, „sondern weil wir ein deutsches Ordenschloss retten wollten: Es sei peinlich, wenn sich Russen mit dem preußischen Erbe befassen, hieß es. Wir galten als Agenten deutscher Geheimdienste.“

In russischen Ohren klang das gar nicht so absurd: Die sowjetische Führung hatte das einstige Ostpreußen fast ein halbes Jahrhundert lang als Keimzelle des deutschen Militarismus gegei-

uns noch immer der ‚Gestapo-Laden‘, weil in diesem Haus einst die örtliche Gestapo-Filiale saß.“

Alexej, studierter Historiker, gehört wie Wlada, die im früheren Tilsit Choreografie lernte, zu einer Generation, die bereits hier geboren ist und das Land jetzt neu entdeckt, weil sie es als Teil des europäischen Kulturerbes versteht. Nur durch die Aneignung der Geschichte könne es gelingen, sagt Wlada, in Städten wie Tschernjachowsk oder Kaliningrad eine Heimat zu finden.

Vergangenes gegen den Willen der Staatsmacht wiederzubeleben – dazu braucht es wirklich ein paar Verrückte, Leute wie die Truppe vom Schloss, die sich nicht nur als Russen, sondern eben-



Häuserzeile
des Architekten
Hans Scharoun
in Insterburg, heute
Tschernjachowsk

zelt und der Bevölkerung, die sie nach 1945 in das Gebiet umsiedelte, die Vorgeschichte der Gegend verschwiegen.

Das war einerseits nicht schwer, viele der Ankömmlinge waren Militärs. Die interessierten sich ohnehin nicht fürs alte Ostpreußen, sie fuhren nach wenigen Jahren wieder weg. Andererseits hatte Moskau nicht bedacht, dass jene, die blieben, wieder und wieder auf Spuren ihrer Vorgänger stießen.

„Auch in Insterburg besaßen die Leute Dinge, die die Deutschen zurückgelassen hatten, sie benutzten deren Schränke und Stühle, ihre Fahrräder oder Radios“, sagt Alexej. „Sie haben die deutsche Geschichte nicht als eine fremde aufgenommen, sie lebten einfach in ihr. Und das ist bis heute so: Einer der Läden gleich hinterm Schloss heißt bei

so als Ostpreußen verstehen. Sie gründeten eine Stiftung, die von den Behörden zuerst nicht genehmigt wurde, weil sie Stiftung „Schloss Insterburg“ hieß, ein viel zu deutscher Name. Jetzt heißt sie „Dom samok“, „Haus Schloss“, was etwas sperrig, aber unverfänglich klingt.

1999 starteten Alexej und seine Freunde auf dem Schlosshof die erste Theatervorstellung, mit Milchkästen als Sitzgelegenheiten. Inzwischen haben sie Verbündete in der Stadtverwaltung und unter Geschäftsleuten gefunden, die bezahlen den Strom, das Internet und übernehmen Kosten für das, was nun im Schloss geschieht.

Von Mai bis Oktober gibt es Führungen und Ritterspiele, Kunstfestivals und Sommerschulen zur ostpreußischen Kulturgeschichte; Schulklassen und Tou-

risten kommen. Selbst bis nach Dresden sprach sich herum, was hier passiert: Sozialpädagogen vom Internationalen Bund, einem der großen Vereine für Jugend-, Sozial- und Bildungsarbeit in Deutschland, tauschen mit den Insterburgern Jugendgruppen aus.

Der Schutt wurde aus den Schlosskellern geholt, und es wurde mit der Sicherung der verfallenen Zitadelle begonnen. Dafür gab es sogar Geld vom Moskauer Kulturministerium – „ein unglaublicher Erfolg für eine Stadt wie Tschernjachowsk“, sagt Alexej. Sie selbst arbeiten alle kostenlos, betreiben nebenbei kommerzielle Projekte in der Stadt.

Eine Bürgerinitiative? Es gibt nichts Ungewöhnlicheres im obrigkeitbewuss-

taurieren? Als Denkmäler der klassischen Moderne – in einem Land, das keinerlei Erfahrung im Umgang mit Denkmalssubstanz besitzt?

Die Insterburger Aktivisten haben binnen eines Jahres Unglaubliches zustande gebracht: Im Juni 2010 haben sie deutsche Fachleute zu einem Architektensymposium nach Tschernjachowsk geholt und bei der Stadt erreicht, dass die deutschen Häuser zum kulturellen Erbe erklärt wurden. Architekturstudenten aus Kasan dokumentierten im Sommer die historischen Originalteile der Bauten, eine „Genossenschaft der Hausbesitzer“ wurde gegründet, die sich mit fünf Prozent an den Kosten der originalgetreuen Instandsetzung beteiligen will.

„Tüchtige Bürger machen erst einen tüchtigen Staat“ steht auf dem Stein.

ten Russland. „90 Prozent aller Leute arbeiten fürs Geld“, sagt Alexej, „wir aber leben für unseren Traum, auch wenn wir inzwischen wissen, dass wir in diesem Schloss nur mit kleinen Schritten vorankommen werden. Wir haben sowieso alle die unterschiedlichsten Vorstellungen, wie es hier einmal aussehen soll.“

Inzwischen haben die Leute von der Stiftung ihr Wirkungsfeld sogar in die Stadt verlegt, und daran ist Dmitrij Suchin schuld, der Oberverrückte. Ein Architekt, der in Leningrad geboren ist, heute aber in Rotterdam und Berlin lebt, der Fliege und Nickelbrille trägt und ein liebenswert altertümliches Deutsch spricht. Suchin hat herausgefunden: In Tschernjachowsk gibt es noch eine komplette Straßenzeile mit Häusern des deutschen Ausnahmereichs Hans Scharoun.

Die Siedlung, errichtet um 1920, ist ein Frühwerk des Meisters der organischen Architektur, der die Harmonie von Landschaft und Gebäude und eine soziale Zweckmäßigkeit der Bauten anstrebte. Sie hieß einmal „Bunte Reihe“.

Die zweigeschossigen Walmdachhäuser hinter den willhelminischen Kasernen stehen trotz Krieg und Sowjetzeit fast so da wie früher, mit barockisierenden Schmuckformen unter den Treppenfenstern und dem farbigen Putz von einst, nur sind sie ziemlich verfallen. Sie gehörten instand gesetzt und geschützt, befand Suchin und begeisterte für diese Idee auch die Truppe im Schloss.

Lassen sich in Russland deutsche Häuser eines deutschen Architekten res-

taurieren? Die Denkmal-Akademie im deutschen Görlitz wird bei der Ausbildung von Restauratoren helfen, eine Firma im bayerischen Diedorf ermittelt die ursprünglichen scharounschen Töne.

„Es war klar, dass wir Kaliningrad verlieren, fast die gesamte Bausubstanz des früheren Königsbergs ist vernichtet, aber in kleineren Städten wie Tschernjachowsk lässt sich preußische Architektur noch rekonstruieren“, sagt Alexej Oglesnjow. Eine stehengebliebene Häuserzeile aus der Gründerzeit in der Komсомolzenstraße wollen sie retten, dazu das alte Lokomotiv-Depot mit seiner riesigen Kuppel, erbaut um 1870 vom königlichen Eisenbahn-Baumeister Johann Wilhelm Schwedler – nur noch drei davon soll es in Europa geben.

Auch in Insterburgs früherer Wilhelmstraße, die inzwischen „Pionerskaja“ heißt, erinnert noch manches Kleinkind an die deutsche Geschichte. Vor Haus Nummer 9 zum Beispiel steht ein leerer Denkmalssockel. Die Inschrift stammt vom 11. Juni 1911, der „Vorschuss-Verein zu Insterburg“ hat sie angebracht, sie ist noch gut zu entziffern: „Tüchtige Bürger machen erst einen tüchtigen Staat – nicht umgekehrt“ steht auf dem Stein.

Insterburg ist kein Einzelfall. Es gibt auch den Unternehmer Boris Bartfeld, der in einem seiner Hotels in Kaliningrad die „Bohnengesellschaft“, einen Salon, veranstaltet, wie ihn Freunde des berühmten Königsbergers Immanuel Kant nach dessen Tod ins Leben gerufen hatten: Einmal im Monat treffen sich Pro-

fessoren, Künstler, Schriftsteller und debattieren ein philosophisches oder politisches Thema. Es gibt das Ehepaar, das die Schlossmühle im früheren Gerdaun restauriert, um aus ihr ein Café nebst Gästehaus zu machen. Den kunstsinngen jungen Mann, der den Wasserturm im einstigen Georgenswalde als Galerie retten will. Oder jene Bürger in Selenogradsk, dem berühmten früheren Seebad Cranz, die eine Kopie der Kutsche von Königin Luise aufstellen möchten – in der dortigen Posthalterei hatte die Gemahlin des preußischen Herrschers 1807 auf der Flucht vor Napoleon genächtigt.

Und es gibt Männer wie Wladimir Ryschkow.

Er ist im Kaliningrader Café „Bon Bon“ am Siegesplatz, der früher Hansaplatz hieß, anzutreffen – weil von dort der Blick ungehindert hinüber zur neuen orthodoxen Kathedrale geht. Auf die Russisch-Orthodoxen ist der Mann mit der Glatze nicht gut zu sprechen. Die Geschichte, die er erzählt, zeigt, wie schwierig es manchmal ist, ostpreußisches Erbe zu bewahren.

Ryschkow, 52, von Beruf Lehrer und Germanist und Vizechef der Gesellschaft für Fremdenführer, hat etwas aufgedeckt, was er eine „Schande für Kaliningrad“ nennt. Es war im März vorigen Jahres, als er mit anderen Fremdenführern eine neue Tour durchs Kaliningrader Gebiet zusammenstellen wollte; „Der Weg zur Kirche“ sollte sie heißen.

Ostpreußen hat seinen Nachfolgern über 220 Kirchen hinterlassen, evangelische wie katholische, von denen die meisten nach dem Kriege verfallen, bestenfalls zu Lagern oder Werkstätten umgebaut worden sind. Nur in wenigen Fällen werden sie noch sinnvoll genutzt: In der früheren Königsberger katholischen Kirche Zur Heiligen Familie ist die Kaliningrader Philharmonie zu Hause, die wiederaufgebaute, ehemals evangelische Luisenkirche beherbergt ein Puppentheater, und in der Christuskirche neben der einstigen Waggonfabrik Steinfurt rockt Kaliningrads Jugend – die Discothek „Wagonka“ ist die beste in der Stadt. Auch viele der verfallenen Kirchen werden seit der Öffnung des Gebiets 1990 wiederentdeckt.

Die Katharinenkirche in Maryno ist so eine: erbaut vor 1350 von deutschen Rittern und besonders wertvoll durch den 600 Jahre alten Fries mit dem Heils-

Brücke in Tilsit, jetzt Sowjetsk,
über die Memel nach Litauen
(heutige Ansicht)



spiegel, der zweifach um das Kirchenschiff läuft. Maryno hieß früher Arnau und lag neun Kilometer östlich der Provinzhauptstadt, viermal täglich hielt die Kleinbahn aus Königsberg hier. Zu Sowjetzeiten wurde das Gotteshaus als Getreidespeicher genutzt, dann verfiel es.

Ein deutsches Kuratorium begann 1992 mit dem Wiederaufbau, reparierte den Turm, errichtete einen neuen Dachstuhl und schloss mit dem Gebiet einen Vertrag bis zum Jahr 2018: Ein kulturgeschichtliches Museum nahm in den Gemäuern seine Arbeit auf. Bis Herbst vorigen Jahres hatte das Kuratorium 320 000 Euro in sein Projekt gesteckt.

Als Ryschkow und seine Kollegen im Frühjahr auch in der Arnauer Kirche vorbeisahen, waren sie entsetzt: Die Holzbalken, die die von den Sowjets eingezogene zweite Etage des einstigen Speichers trugen, waren abgesägt, die Fresken beschädigt worden – und das Museum nirgendwo mehr zu sehen.

Die Orthodoxe Kirche, in Russland gleichsam Staatskirche, hatte das Arnauer Gotteshaus im Handstreich genommen und war dabei, in der lutherischen Kirche einen orthodoxen Altar einzubauen. „Wir trauten unseren Augen nicht“, sagt Ryschkow. Er alarmierte das deutsche Kuratorium, dann die Medien, den Gouverneur und erhielt im Mai eine Antwort aus der Provinzregierung: Ja, die Kirche in Maryno sei den Orthodoxen übergeben worden.

„Sie müssen sich das einmal vorstellen“, sagt Ryschkow und schaut böse zur goldfunkelnden Kathedrale am Siegesplatz hinüber, „der Staat hatte sich im

Stillen mit der orthodoxen Kirche geeinigt, ihr dieses historische Kleinod zu übergeben. Er hatte ohne Skrupel bestehende Verträge gebrochen, gar nicht zu reden vom historischen Flurschaden.“

Ein Einzelfall? Der Aufregung nicht wert? Nein, sagt Wladimir Ryschkow, hier gehe es um mehr, es sei „eine Katastrophe für das kulturelle Erbe der Region“. Die habe im Mittelalter und während der Aufklärung eine wichtige Rolle gespielt und seit je Ost- mit Westeuropa verbunden.

Ryschkow setzte Himmel und Hölle in Bewegung, die Gebietsführung musste Farbe bekennen, das Thema kam im Provinzparlament auf die Tagesordnung.

Fremdenführer fürchten eine „Katastrophe für das kulturelle Erbe“.

Dort stellte sich heraus, dass es nicht nur um Arnau, sondern nahezu zwei Dutzend weitere deutsche Kirchen ging und sogar um einstige Schlösser und Burgen des Deutschen Ordens, die allesamt den Orthodoxen übereignet werden sollten.

Der Gouverneur legte einen Gesetzentwurf vor, der das als rechtens erklärte – mit Verweis auf ein föderales Gesetz, das zur selben Zeit in Moskau diskutiert wurde: Es sah die Rückgabe allen Eigentums an religiöse Organisationen vor, die Stalin im Zuge der Kirchenverfolgungen enteignet hatte.

Im nördlichen Ostpreußen hatte es orthodoxen Kirchenbesitz nie gegeben.

Auch dort nun mit Hilfe des Kreml ihren Besitz zu vergrößern war ein schlauer Schachzug der Moskauer Kirchenführung, die seit langem schon ihre Macht auszubauen und Lutheraner wie Katholiken als Konkurrenten auszuschalten versucht.

Am 7. Oktober lag das Gesetz zur Abstimmung in der Regional-Duma vor. „Ich ging hin“, erzählt Ryschkow, „ließ mich als Gastredner eintragen und bekam tatsächlich drei Minuten Redezeit. Im Eiltempo habe ich den Abgeordneten meine Argumente erklärt: dass die orthodoxe Kirche nie auch nur eine einzige evangelische oder katholische Kirche restauriert habe, die auf der Liste der

Kulturdenkmäler stehe. Dass die Fresken in Arnau etwas Einmaliges in Europa seien. Dass kaum noch Touristen nach Kaliningrad kommen würden, wenn wir das preußische Kulturerbe einer einzigen Organisation übergeben.“

Ryschkow hatte sich, für ungerechnet 30 Euro, sogar eine Expertise vom Staatsarchiv besorgt. „Sie besagte, dass der Deutsche Orden nie eine kirchliche Organisation gewesen, die Übergabe der Schlossruinen an die Orthodoxen also ein besonders skandalöser Vorgang sei.“

Sein Auftritt sorgte für einen Skandal, das Projekt scheiterte. Erst bei einer zweiten Abstimmung setzte sich der Gouverneur durch.



Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. treffen 1807 in Tilsit Napoleon und Zar Alexander I.



Lenin-Denkmal im heutigen Sowjetsk

Aber Ryschkow hat inzwischen eine gesellschaftliche Bewegung entfacht, die kaum noch zu ignorieren sein wird. Historiker, Künstler und Schriftsteller des Gebiets prangerten in einem offenen Brief die „aggressive Klerikalisierung“ Russlands an.

„Das ist neu“, sagt Ryschkow, „das hat es hier noch nie gegeben.“ Und schaut nun sogar etwas besänftigt hinüber zur Kathedrale.

Anshelika Schpiljowa, eine hübsche junge Frau mit Ponyschnitt, kennt die Schwierigkeiten im Umgang mit der russischen Staatsmacht sehr wohl. Für die meisten Beamten beginnt die Geschichte dieser Region nach wie vor erst 1945.

Frau Schpiljowa ist Museumsdirektorin in Sowjetsk, dem früheren Tilsit am Ufer der Memel – der Stadt, deren alter Name unauslöschbar verbunden ist mit Luise. Jener zierlichen Königin, die 1807 hier ihren vergeblichen Bittgang zu Napoleon unternahm, der auf einem Floß in der Mitte des Flusses dem besiegten Preußen die Friedensbedingungen diktierte.

In Sowjetsk den Spuren Luises zu folgen ist aussichtslos: Fast keines der Gebäude, in denen Napoleon, Zar Alexander und das preußische Königspaar Weltgeschichte schrieben, existiert noch, die meisten wurden erst nach Kriegsende zerstört.

„Wir wollen“, sagt Anshelika Schpiljowa, „eine Touristentour vom Tilsiter Frieden bis zur Konvention von Taurog-

gen entwickeln, deren Abschluss sich 2012 zum 200. Mal jährt – und jene Stätten wieder aufbauen, die damals eine Rolle spielten.“ Nicht gerade die Mühle von Tauroggen, in der General von Yorck 1812 eigenmächtig den Waffenstillstand mit Russland schloss und damit die Befreiungskriege gegen Napoleon auslöste: Tauroggen heißt heute Taurage und liegt jetzt in Litauen.

Aber das Luise-Denkmal, das früher im Stadtpark stand, soll wiedererstehen, auch das kleine Haus, in dem Luise übernachtete und das vor wenigen Jahren noch stand. Leider ist für all diese Pläne kein Geld da, natürlich nicht. Schpiljowa hofft, es aus irgend-

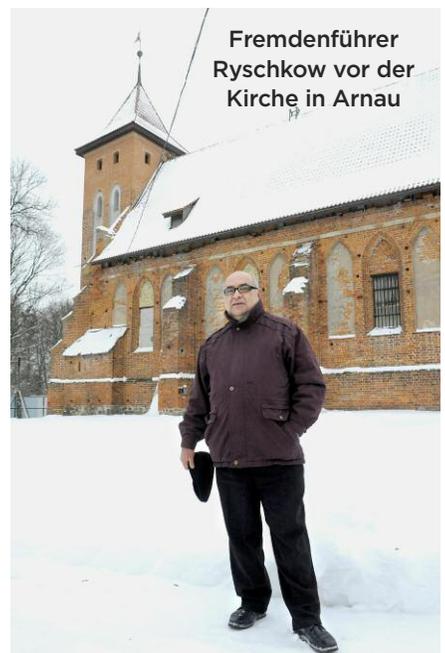
einem europäischen Fördertopf zu bekommen.

Doch die Zeichen für Tilsit stehen wieder schlecht. Der Versuch, mit Schweizer Hilfe erneut den berühmten Tilsiter Käse zu produzieren, scheiterte. Die Bahnverbindung von Kaliningrad her wurde eingestellt, das Stadtgebiet zur Grenzzone erklärt – Ausländer dürfen es nur mit Genehmigung des Geheimdienstes FSB betreten, fast wie in alten Zeiten. Und nebenan bei Ragnit wird auch noch ein Atomkraftwerk gebaut. „Wir haben Angst, dass uns das die letzten Touristen vertreibt“, sagt Schpiljowa.

Wie lange Tilsit, die preußischste aller preußischen Städte, noch Sowjetsk heißen muss? Frau Schpiljowa weiß es nicht, aber sie erinnert an den vorigen Gouverneur, der die Bürger geradewegs ermuntert hatte, sich per Referendum den alten Namen zurückzuholen, weil der so unvergesslich die europäischen Wurzeln dieser Stadt widerspiegeln.

Sie glaubt wohl nicht daran, dass das im Russland des Wladimir Putin noch passiert. Im Juli letzten Jahres hat sie in anderer Sache einen Brief ans Stadtparlament geschrieben. Das möge doch den deutschen Schauspieler Armin Mueller-Stahl zu dessen 80. Geburtstag zum Ehrenbürger von Sowjetsk erklären. Der Mann, der im Dezember 1930 in Tilsit in der Lindenstraße 24 zur Welt kam, habe einen „großen Beitrag zur Weltkultur“ geleistet.

Ob eine Antwort gekommen sei? „Nein“, sagt sie lächelnd. „Stattdessen wurde ein weiterer sowjetischer Kriegsveteran zum Ehrenbürger ernannt.“



Fremdenführer Ryschkow vor der Kirche in Arnau

SOLI DRECKMANN / YOUR PHOTO TODAY (O.); WHITE NIGHT PRESS (R.)